

www.e-rara.ch

Die heilige Flamme

Tavel, Rudolf von

Bern, 1917

Universitätsbibliothek Basel

Shelf Mark: UBH Ao IX 3171

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-96037>

XI.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

XI.

Die hinter der Stahrenfluh hielten Volksversammlung, und zwar diesmal droben, in Rotenbalm, um desto besser unter sich zu sein. Es galt, Stellung zu nehmen zu dem Krankenhausprojekt, das den ganzen Bezirk interessierte. Von außerhalb der Gemeinde Wohnenden durften nur die Großräte dabei sein. Herr Senno war ausgeblieben, so daß Fritz Tellenbach allein mit seinen Wählern hinterm Berg reden konnte. Eigentlich war's keinem anständig so zwischen Heuet und Ernte. So was wäre im Winter besser zu bereden; aber die Zwänggrinde drüben in Hahnenberg hatten es so eilig, und man munkelte auch schon rings um den ganzen Zugkrachen, warum.

Als Großrat Tellenbach den Tanzsaal betrat, in welchem an drei langen Tischen die Rotenbalmer tagten, trug die Sphinx des Volkswillens jenes Lächeln zur Schau, das den Rednern sagt: „Gebt euch keine Mühe, ich weiß ganz genau, was ich will. Auf Wiedersehn am Tage der Abstimmung“. Kluge Demagogen pflegen in solchen Augenblicken zu schweigen, bis sie den Ton erlauscht haben, auf den aller Ohren gestimmt sind, und dann stimmen sie geräuschvoll ein, als ob ihre

Kehle diesen Ton angegeben hätte. Hat das Volk sein Amen dazu genickt und bestätigt, daß ihm aus der Seele gesprochen worden sei, so gehen die Wortführer mit dem wohlthuenden Gefühl nach Hause, daß ihre Sessel kein Wackeln angekommen sei. Frik Tellenbach ahnte nun wohl, was heute hinter der Fluh Parole sei; aber er wagte nicht gleich mit dem Vollklang seiner Stimme darauf einzufallen, weil er annehmen mußte, daß die Kröttli-Partei von Hahnenberg auch hier ihre verkappten Beobachter habe. Es sah wirklich aus, als wollte überhaupt niemand das Wort ergreifen. Nichts bewegte sich als die Tabaträuchlein. Sogar die Weingläser blieben fast unberührt auf den Tischen.

Man blickte sich nach einem um, der vorangehen würde, aber niemand ranggelte⁹⁰ wie etwa gedankenschwangere Redner zu tun pflegen.

„Ja, will jetzt eigentlich niemand etwas sagen?“ fragte der Präsident. „Dann können wir's kurz machen.“

Ein ungläubiges Lächeln raschelte den Tischen entlang. Niemand, auch Frik Tellenbach nicht, glaubte, daß dieses Schweigen dem Willen der Versammlung entspreche. Der Großrat lehnte immer noch ab. Es mußte unbedingt einer aufs Seil, der dessen Tücken nicht kannte. Da fielen des Präsidenten Blicke plötzlich auf den Pfarrer. Ei, daß man doch nicht früher an den dachte! Natürlich, das war der gegebene Mann, handelte es sich doch um ein Werk, bei dem der Pfarrer würde mitzureden haben. Das fand im Grund Herr

Zingel selbst, und da er vor einigen Tagen wieder etwas idealistisch verkanntet⁹¹ von einer Konferenz im Vortragsaal der Landesausstellung zurückgekehrt war, fand sich noch ein Restchen Zündsatz in seinem Gedankenfach. Mit wohlthuender Frische hub er an: „Liebe Mitbürger! Es wäre mir zwar lieber gewesen, wenn ein anderer zuerst das Wort ergriffen hätte. Ist aber der Versammlung damit ein Dienst geleistet, so sei es mir denn gestattet, einigen Gedanken über das Krankenhausprojekt Ausdruck zu geben. Vorerst möchte ich den Herren Initianten meinen wärmsten Dank aussprechen. Dank auch gebührt denjenigen, die durch hochherzige Spenden den Grund gelegt haben zu dem Werk, vorab der ehrwürdigen Frau Senno und unserem Vertreter im Großen Rat, Herrn Tellenbach. — Nun scheint mir aber doch, verehrte Mitbürger, wir sollten uns durch diese wirklich großartigen Opfer nicht dazu hinreißen lassen, einen Weg einzuschlagen, den wir später bereuen könnten. Es sei ferne von mir, den Spendern dieser Opfer irgendwie nahezutreten! Herr Großrat Tellenbach wird mir übrigens Recht geben und gewiß bereit sein, auch unter etwas veränderten Verhältnissen das versprochene Bauholz zu liefern. So anerkennenswert die Schenkung der Frau Senno ist, so scheint mir doch, es wäre gewissermaßen demokratischer und größer, jedenfalls aber zweckmäßiger, wenn die Krankenhausgenossenschaft einen Bauplatz kaufte. Sie wäre dann von Anfang an freier

in ihren Entschlüssen und stünde unabhängiger da, während sie sich durch Annahme des Geschenkes der Frau Senno in eine moralische Gebundenheit dieser Familie gegenüber begäbe. Das Krankenhaus soll das Werk so recht eigentlich des Volkes werden, ein Dokument seines sozialen Empfindens. Und an diesem Empfinden sollte nichts verkürzt werden. Frau Senno soll es unbenommen bleiben, wie jeder andere Bürger zu dem Werk beizutragen, aber sie sollte nicht der Genossenschaft gegenüber in eine privilegierte Stellung treten.“

Der Pfarrer spann dann diesen Gedanken unter lautloser Stille seiner Zuhörer, die nur er als Zustimmung sich auslegte — er dachte: qui tacet, consentire videtur — weiter aus und schloß: „Ich möchte mir daher erlauben, den verehrten Mitbürgern eine Resolution ungefähr in dem Sinne vorzuschlagen: Die im „Rößli“ zu Rotenbalm tagende Versammlung, in voller Würdigung des hochherzigen Angebots der Frau Senno, in Erwägung aber andererseits, daß der freihändige Kauf eines Bauplatzes eine ihrem sozialen Empfinden besser entsprechende und eines demokratisch fühlenden Volkes würdigere Lösung der Krankenhausfrage darstellen würde, lehnt das Anerbieten der Frau Senno unter wärmster Verdankung ab und spricht den Wunsch aus, es möchte ein geeigneter, zentral gelegener Bauplatz gekauft werden.“

Die andauernde Grabesstille durchbrach ein einziges

von einer unbekanntenen Stimme herrührendes Bravo. Alles blickte in die Ecke, woher es scholl. Es kam aus der einzigen sozialistisch geschulten Kehle des Hinterfluh-Bezirktes, vom Monteur des Tellenbachschen Elektrizitätswerkes, der einige Zeit im Berner Stadtrat das Regieren gelernt hatte. Sympathisch berührt, hatte auch Zingel seinen Hals nach dem Beifallspender gerickt; aber sein Kopf schnellte sofort zwischen die Schultern zurück, da er in nächster Nähe eine knurrende Stimme fragen hörte: „Was wott dä Schnuderi?“ Die unartige Frage enthielt einen erschöpfenden Kommentar zu dem eifigen Schweigen der Versammlung.

Das dünnflüssige Votum hatte die zähe Masse der öffentlichen Meinung obenhin aufgeweicht. Nicht daß nun schon jemand das Wort ergriffen hätte; aber es ging ein Raunen durch die Reihen. Die einen machten einander pfißige Äuglein, weil der Pfarrer in seiner Harmlosigkeit noch nichts wußte von dem Konventikel im „Bären“ zu Hahnenberg, die andern spähten in ängstlicher Spannung nach einem Redner, der das durch die Idee des Bauplazes geweckte Gespenst einer Steuererhöhung mit wuchtigem Hieb in den Boden hineintättschte. Jetzt mußte der Großrat heraus. Wenn er jetzt nicht den erwarteten Streich führte, dann sollte er das nächste Mal sehen, wo er seine Wähler fand. Fritz Tellenbach aber verlegte sich fernerhin aufs Beobachten und schwieg. Er wollte erst einfallen, wenn der schlummernde Widerstand gegen das Kaufsprojekt

sich Luft gemacht hatte. Dabei brachte er aber nicht in Rechnung, daß die Großzahl der Versammelten ebenso vorsichtig war und dem Herrn Großrat nicht offen in die Quere kommen wollte. Es entstand ein Hin- und Herreden, immer lauter, immer verworrener, aber aus dem Geträusel wollte keine eigentliche Rede auffpringen. Aus solchen Situationen kann nur der politische Desperado befreien, der Mann, der nichts zu verlieren hat. Und einen solchen hatten sie mitgebracht. Sie wußten ganz genau, wozu.

Aus der Ecke, in welcher die Kellnerin am meisten zu tun hatte, wurde es allgemach lauter, und endlich übertönte dort eine einzelne Stimme alle andern derart, daß um sie herum ein Verstummen Kreise zog, die schließlich den ganzen Saal überliefen. Und nun hörte man den mit Waadtländer angeheizten Gyrgade=Gläis mit einer Stimme perorieren, die lebhaft an das Krachen seiner abrutschenden Tannen erinnerte. Der Tisch dröhnte unter einem wuchtigen Faustschlag, als er aufbrüllte: „Wohl, das fehlte grad noch, daß man dene Millionsdonner=Fräshüng in Hahnenberg noch den Hasen in die Küche jagte, wo man die Sache umsonst haben kann. Settig Löhle sind wir denn doch hinter der Fluh noch nicht. Wir kommen schon so bei allem zu kurz, und jetzt meinen die Blutsauger, sie können uns das auch noch abdrücken. Wenn üser Großrät diesem Treiben nicht den Kiegel stecken, so brauchen wir dann keine mehr. Aber eben, was fragt so einer

nach unserem Begehr? Dem ghejen die hundertjährigen Tannen grad erakt auf den Sagschlitten, und was unserem das Wildwasser verherget, macht es ihm gut mit Kraft und Licht, nur weil er die Banknoten nicht zu zählen braucht. Und die Donnere schaffen alle einander in die Hände, daß ja nichts denen in den leeren Sack fällt, wo an jedem Hosentopf eine Kuppele Bursch⁹² hängen haben. Nirgends sehen sie für sich genug.“

„Ho=ho=ho,“ unterbrach der Präsident den immer wilder Redenden. Der aber ließ sich nicht einschüchtern. „Man weiß öppe,“ fuhr er fort, „wer den Christen auf der Strubenweid ins Unglück getrieben hat. Aber wartet nur“

„Halt!“ gebot der Präsident. „Wir reden vom Krankenhaus. Es tut's jetzt, Gläis. Wenn die Röhre nur noch Saß zu geben hat, muß man aufhören zu fooden.“⁹³

Der Schuß war gefallen, auf den ein Teil der Hinterfluh-Leute gewartet hatte. Es folgte abermals eine böse Stille. Fritz Tellenbach sah verschiedene Köpfe, die, von ihm abgewendet, sich mit hämischem Nicken zwischen gewölbte Schultern duckten. Sollte er sich mit dem betrunkenen Gläis in ein Sezänke einlassen? Nein, dieses Schauspiel sollten sie nicht haben. Wem die öffentliche Meinung eine Schlechtigkeit andichtet, ist übel dran. Er ist darauf angewiesen, daß andere ihn reinwaschen. Tellenbach warf einen fragenden Blick auf

den Präsidenten, der die Pflicht gehabt hätte, für ihn einzutreten. Da dieser den Blick nicht verstehen wollte, ließ sich deutlich erkennen, daß zum mindesten eine stillschweigende Abmachung ihr Wesen in der Versammlung trieb. — Da wäre noch der Pfarrer gewesen, dem es wohl angestanden hätte, eine Lanze gegen die Verleumdung einzulegen. Zingel hätte auch Lust dazu gehabt. Da ihn aber inzwischen ein wohlmeinender Tischnachbar über die wahren Beweggründe der Leute vom „Bären“ in Hahnenberg aufgeklärt hatte, wagte er es nicht zum zweitenmal, das Wort zu ergreifen auf die Gefahr hin, abermals in Widerspruch zu geraten mit denen, die vielleicht auch in dieser Angelegenheit mehr wußten als er.

So erhob sich denn Fritz Tellenbach, um durch ein männlich Wort zu beweisen, daß er sich nicht zu ducken brauchte. Da gab es kein Kränzewinden, kein Werben und kein Schmeicheln. Man hörte dem Manne an, daß er den Entscheid zutrauensvoll dem Volk anheimgab. Das fiel ihm um so leichter, als er herausgeföhlt hatte, daß seine eigene Meinung der Ansicht der Zuhörer entsprach. Als er auf den Kern der Tagesfrage kam, sagte Tellenbach: „Seht, liebe Mitbürger, wenn sie in Hahnenberg vom Kauf eines Bauplazes reden, so verschlucken sie nur eine Silbe. Den Leuten ist es nicht um das Kaufen zu tun, sondern um das Verkaufen. Wohin die Kranken zu liegen kommen, ist ihnen ebenso gleichgültig wie der Einfluß, den der Kauf auf die

Gemeindetelle⁹⁴ haben würde. Wir aber wollen ein rechtschaffenes Krankenhaus haben, und zwar bald, und wenn wir den Platz umsonst haben können, so werden wir wohl nicht Dummköpfe sein und mit vermehrten Steuern einem Einzelnen den Hasen in die Küche jagen. — Verstehst jetzt, Gläis, wie ich's meine, he? — Und damit ihr wißt, woran ihr mit mir seid, so gebe ich die Erklärung ab, daß mir meine Tannen zu gut sind, um damit einer ungerechten Sache durchzuhelfen. Wird das Geschenk der Frau Senno nicht angenommen, so vermögen sie dann in Hahnenberg auch das Bauholz zu kaufen.“

Fritz Tellenbach setzte sich mit der Überzeugung, das Vertrauen der Leute hinter der Fluh wieder gewonnen zu haben. Seine Erklärung war eine Absage an Kröttli und seine Genossen, und dieser mutige Schritt verdiente Anerkennung. Aber nur zu bald sollte ihm ein neuer Einblick in die Stimmung der Bevölkerung eröffnet werden. Gläis zwar wurde von denen, die um ihn her saßen, niedergehalten. Dafür erhob sich in einer andern Ecke ein hageres, struppiges Bäuerlein, einer von jenen, die nichts wissen von Parteiparole, die, einer Bergföhre vergleichbar, zerzaust und verkrüppelt einsam aufwachsen, sich dann aber von keines Menschen Hand anders biegen lassen. Der sagte: „Das ist alles schön und gut, was der Herr Großrat sagt; aber mich dünkt, es sei doch etwas nicht recht an der Sache. Den Boden hätten wir und das Holz hätten wir; aber damit ist

das Krankenhaus noch nicht fertig. Da braucht's noch viel, und das kostet Geld. Und warum sollen wir ein Krankenhaus bauen? Weil der Staat, dem wir Steuern zahlen, seine Pflicht nicht tut. In der Insel zu Bern liegen viele Kranke am Boden. Und alle Bott heißt's, es sei kein Platz mehr dort. Da sollen wir dem Staat die Last abnehmen. Ja, ja, ihr Herren Grofrät, es gibt im ganzen Land herum dere Hahnenberger, dere Profitmacher auf andrer Leute Kosten. Jedem Hudeldörfli bauen sie sein Eisenbähnli, wenn nur Einer, der z'Bern seine Heiligen hat, davon Nutzen zieht. Und wenn sie für den Christen Tellenbach Platz gehabt hätten im Sennfeld, so stünde das Haus auf der Strubenweid noch, und eine brave Familie äße noch ihr eigen Brot. — So steht's. Das ist d'Wahrheit, und das muß einmal gesagt sein. Dort, z'Bern, sollen die Herren Grofrät ausmisten, dann kann man wieder miteinander reden, aber nicht vorher.“

„Der hat recht. — So ist's,“ hörte man aus verschiedenen Richtungen sagen.

Das war der zweite Schuß. Frik Tellenbach fühlte, daß er mit der allerschönsten Rede nur weiteren Widerspruch wecken würde; denn diesen Leuten war das Krankenhaus Nebensache. Sie hatten nur die Gelegenheit erhascht, um ihrem Unmut gegen ihn Luft zu machen. Christians Unglück und die mechanische Säge in Rotenbalm hatten seine Popularität untergraben. Und wenn sie es schon wagten, ihm in offener Ver-

sammlung Vorwürfe zu machen, so konnte er daraus schließen, wie schlimm hinten herum über ihn geredet wurde. Dem letzten Redner antwortete Fritz Tellenbach nur sitzend, aber mit kräftiger Stimme: „Das nächste Mal schicken wir dich nach Bern in den Großen Rat, wollen dann sehen, was du ausrichtest.“ Da hatte er wohl einige Lacher auf seiner Seite; aber die Mehrzahl blieb ihm entfremdet. Noch hielt er aus bis zur Abstimmung, die mit erdrückender Mehrheit den Kauf eines Bauplatzes verwarf, — dann ging er in die Säge hinüber und telephonierte auf das Saarbühl, daß er kein Fuhrwerk benötige.

Einsam stieg Fritz Tellenbach gegen die Kienschwendi hinan. Am Saum seines prächtigen Waldes hielt er Raft. Nichts ladet eindringlicher zum Nachdenken ein als das melodische Rauschen lieber Bäume. Die schwarzgrünen Wipfel wiegten sich majestätisch vor dem blauen Himmel und hielten ernste Zwiesprache mit dem in duftiger Ferne tosenden Rotwasser. Vater Tellenbachs Gedanken streiften angesichts seiner das Dorf Rotenbalm und den Zugkrachen belebenden Anlagen rückwärts. Wie doch alles gekommen war! Er erinnerte sich des frohen Mutes, mit dem er nach des Vaters Tode seinen Weg angetreten hatte. Vorwärts hatte er gehen und weisen wollen, und er hatte die Kraft in sich gefühlt, alle um ihn herum mitzureißen. Und jedesmal, wenn die Herrlichkeit der schönen Heimat vor ihm sich ausbreitete, empfand er es wie eine Auffor-

derung, nicht zu ruhen, bis alles zu voller Blüte entwickelt war, was in diesem fruchtbaren Lande schlummerte. Hier mußte ein freies Volk glücklich werden. Aber wie viel Unverstand, wie viel Kleinmut, wie viel Mißgunst und Mißtrauen galt es da zu überwinden? Daß man ihn für das Unglück seines Bruders verantwortlich machte, tränkte ihn tief. An ein aufrichtiges, selbstloses Streben für das gemeine Wohl glaubte fast keiner. Diese Menschen vermochten sich's gar nicht mehr vorzustellen, daß man ohne schändliche Gewinnsucht vorangehen könne. Und das Schlimmste war, daß sie sich mit diesen Zuständen abgefunden hatten, daß es ihnen in ihrem alten Schmutz so wohl war. Sollte er nun alles preisgeben und in die Stille eines kleinen friedlichen Bauernhofes sich zurückziehen? Wenn er an die Alten dachte und an die, welche mit ihm aufgewachsen, dann wünschte er nichts mehr als solchen Rückzug. Aber da wuchs doch eine Jugend heran, ein neues Geschlecht. Mußten denn die auch in den alten klebrigen Sumpf hinein? — Nein, die sollten dem Ziele näher kommen. Es durfte nicht sein, daß abermals eine Generation blind blieb für die Herrlichkeit, die des Volkes noch harret. Man mußte ihnen die Augen öffnen. Nie war das leichter zu machen als jetzt, da die ganze Schaffenskraft des Schweizerlandes auf der Landesausstellung in Bern ihren Reichtum zur Schau trug. Das mußte man ihnen zeigen.

Noch ehe die Sonne hinter den Grat der Stahren-
von Tavel, Die heilige Flamme

fluh gesunken war, fand sich Fritz Tellenbach wieder zurecht. Möchte er immer mit denen zu Hahnenberg es verschüttet und das Zutrauen derer hinter der Fluh verloren haben, er wollte den Kampf nicht aufgeben, ehe er wenigstens den Versuch gemacht hatte, die Jugend aufzurufen.